

Lisa-Marie Dickreiter

VOM  
ATMEN  
UNTER  
WASSER

Roman

BLOOMSBURY BERLIN  
BLOOMSBURY PUBLISHING • LONDON • NEW YORK • BERLIN

## SIMON

Mit sieben Jahren beschloss ich, meine kleine Schwester für immer loszuwerden.

Wir saßen allein in der Küche. Sarah in ihrem Laufstall, für den sie längst zu alt war, und ich am Tisch vor meinem Müsli. Wo meine Mutter an diesem Morgen war, weiß ich nicht, und auch nicht, was sie tat. Vielleicht goss sie draußen im Garten die Beete, bevor die Sonne zu hoch dafür stand. Vielleicht hängte sie die Wäsche auf. Wir haben nie darüber gesprochen.

An alles andere erinnere ich mich noch ganz genau: an Sarah, die im Laufstall ihre Puppe mit Papierschnipseln fütterte und dabei un-aufhörlich vor sich hin plapperte.

»Und ein Hapa für Mama, Baby Simon.«

»Und ein Hapa für Papa, Baby Simon.«

An meine dampfende Tasse Kakao, die unerreichbar auf dem Küchenschrank stand und die ich erst bekommen würde, wenn ich das Müsli aufgegessen hatte. Das Müsli. Eingelegte Körner, von meiner Mutter am Vorabend geschrotet, dazu geriebene Äpfel, zermatschte Bananen und Sanddornsaft. Jeden Löffel würgte ich in Zeitlupentempo hinunter. Die Bananenstückchen waren schon ganz braun und fühlten sich auf der Zunge wie schleimige Schnecken an, doch ich traute mich nicht, mein Müsli ins Klo zu kippen. Es würde bestimmt wieder was an der Brille oder am Deckel kleben bleiben, das mich meiner Mutter verriet.

Der nächste Löffel. Ich hielt mir die Nase zu und schob ihn in den Mund. Schluckte, ohne zu kauen.

»Simi Hapa.« Sarah klatschte und strahlte mich durch das Holzgitter hindurch an. Ich streckte ihr die Zunge raus. Ein Bananen-

stückchen fiel auf den Flickenteppich, und ich trat es mit meinen Strohschuhen fest. Ich hätte viel lieber Cornflakes gegessen, aber die bekam nur noch Sarah, weil ich für die Schule *ein lang anhaltendes, energiereiches Frühstück* brauchte. Wahrscheinlich lag es daran, dass sie sich auf dem Boden wälzte und schrie. Und ich nicht.

Ich spähte durch das Küchenfenster in den Garten hinaus.

Meine Mutter war immer noch nicht zu sehen.

Ich lauschte.

Meine Mutter war immer noch nicht zu hören.

»Und ein Hapa für Sarah, Baby Simon.«

Auf einmal wusste ich, was ich zu tun hatte. Ich ließ den Löffel ins Müsli fallen und sprang vom Stuhl. Rasch klaubte ich das Milchgeld und einen Lolli aus der Tonschale. Dann hievte ich Sarah aus dem Laufstall. Zweimal rutschte sie mir aus den Armen und plumpste auf den Boden zurück. Sie war schwer und das Holzgitter hoch.

»Komm«, sagte ich, als ich sie und Baby Simon endlich draußen hatte, »ich zeig dir was.«

Ich steckte meine Pocketkamera ein, ohne die ich damals nirgendwohin ging, nahm Sarah an die Hand, und schon waren wir zur Haustür raus und liefen die Straße zur Bushaltestelle hinunter, so schnell es ihre kurzen Beine erlaubten. Auf der Bank wartete bloß eine alte Frau, die in einer Zeitung blätterte und nicht zu uns herübersah. Ich zog Sarah zum Fahrplan, der an der Seitenwand des Unterstandes hing. Viel zu weit oben und nichts da, worauf ich hätte klettern können. Ich versuchte es mit Hüpfen, aber das brachte nichts. Mal stieß ich gegen den Mülleimer, mal schrammten meine nackten Knie die Seitenwand entlang.

»Frosch.« Sarah kicherte und schlenkerte Baby Simon auf und ab.

Die Zeitung raschelte.

Ich stellte mich auf die Zehenspitzen und reckte den Kopf in die Höhe. So konnte ich am unteren Rand der Tafel ein paar Ortsnamen lesen. Es dauerte, bis ich sie entziffert hatte. Ich ging in die

zweite Klasse, und Lesen war nicht gerade meine Stärke, doch jetzt gab ich mir alle Mühe, denn ich musste den richtigen Ort aussuchen. Sarah zappelte an meiner Hand.

»Lass das.« Ich hielt ihr den Lolli hin.

Dann konzentrierte ich mich wieder auf die Ortsnamen. Ich brauchte einen, den ich noch nie zuvor gehört hatte, einen, der so klang, als wäre er weit weg von meinem Zuhause. Weit genug für eine Dreijährige.

Kircharten.

Buchenbach.

Sankt Peter.

Wagensteig.

Sankt Märgen.

Seelgut.

Ich entschied mich für Bus Nummer neunzehn. Beim Einsteigen half ich Sarah. Die Stufen waren hoch, und ich hatte Angst, dass sie stolpern und dann zu heulen anfangen könnte.

»Zweimal nach ... Sankt ... Märgen ... bitte.« Ich hielt die Luft an. Hoffentlich hatte ich es richtig ausgesprochen.

»Zweimal Sankt Märgen.« Der Busfahrer nickte und drückte ein paar Knöpfe an seiner Kasse. »Das macht drei Mark für dich, junger Mann. Deine Schwester kostet noch nichts.«

Drei Mark!

Die Münzen in meiner Faust fühlten sich viel zu leicht an.

»Ich will. Ich will.« Sarah ließ Baby Simon fallen und zerrte an meinem Arm. Ich schüttelte ihre Hände ab.

»Ich will.« Sie verzog den Mund zu einer weinerlichen Schnute. Also gab ich ihr das Milchgeld und sah zu, wie sie die einzelnen Münzen umständlich auf den Zahlteiler legte. Niemand im Bus wurde ungeduldig. Nicht einmal die alte Frau auf den Stufen hinter uns, die schwerfällig schnaufte.

»Na, du kleiner Sonnenschein.« Der Busfahrer lächelte, so wie alle Leute bei Sarah lächelten. Seine dicken Finger wischten die Münzen vom Zahlteiler.

Drei Mark!

Wie gebannt starrte ich auf die Busfahrerlippen, die sich lautlos bewegten.

»Das ist zu viel.« Er reichte mir ein Fünfzigpfennigstück.

»Danke«, sagte ich, »vielen Dank.«

Noch ein Knopfdruck, und aus der Kasse schob sich ratternd eine grüne Fahrkarte. Ich hob Baby Simon auf, nahm Sarah an die Hand und setzte mich mit ihr auf einen Platz in der hintersten Reihe.

»Meins!« Sie versuchte, meine Finger aufzubiegen, die ich um das Fünfzigpfennigstück geschlossen hatte. Ihre Hände waren warm und klebrig. »Ich will das haben!«

Für fünfzig Pfennig konnte ich mir bei Frau Seger einen Schokoladenhalbmond kaufen. Oder eine Capri-Sonne. Mein Mund war ganz trocken, und ich hatte schrecklichen Durst.

»Ich will das haben. Ich!« Sie wurde laut.

»Schon gut.« Ich öffnete die Faust. Sarah grabschte sich das Fünfzigpfennigstück und steckte es in die Brusttasche ihrer Latzhose.

»Meins«, sagte sie noch einmal.

»Ja, ja, deins.« Ich wischte meine klebrigen Finger am Sitzpolster ab, dann bückte ich mich und band ihr ein letztes Mal die Schnürsenkel zu. Vorsichtshalber machte ich Doppelknoten.

»Willst du da hinfahren, wo der kleine Bär und der kleine Tiger wohnen?«, fragte ich leise. Sarah nickte heftig.

»Nach Panama«, rief sie und klatschte in die Hände. Baby Simon fiel wieder auf den Boden. Ein paar Köpfe drehten sich zu uns um. Blicke streiften mich. Ich spürte, wie ich rot wurde.

»Genau«, flüsterte ich und hob Baby Simon auf. »Und weißt du was? Der Bus hier fährt nach Panama.«

Sarah strahlte mich an, und in diesem Moment verlangsamte der Fahrer das Tempo. Die nächste Haltestelle. Ich sprang von meinem Platz.

»Bleib schön sitzen«, sagte ich und stieg aus. Sarah winkte mir

durch das Rückfenster zu. Ich winkte zurück und zog die Pocketkamera aus der Jackentasche.

Der Bus stand und stand.

Sarah winkte und winkte.

Endlich leuchtete der Blinker auf, der Auspuff gab ein tiefes Röhren von sich und blies mir warme, stinkende Luft ins Gesicht. Ich drückte mein rechtes Auge auf den Sucher, aber vor lauter Aufregung kniff ich es genauso fest zu wie das linke. Alles verschwamm, löste sich in helle und dunkle Schemen auf, und nur das ratschende Geräusch des Rädchens, mit dem ich Foto für Foto weitertransportierte, sagte mir, dass sich Sarah aus meinem Leben entfernte.

Ich knipste, bis mir die Arme weh taten. Dann ließ ich die Kamera sinken und sah mich um. Autos fuhren an mir vorbei, an der Haltestelle unterhielten sich zwei Frauen, und gegenüber, auf der anderen Straßenseite, ging ein Mann mit seinem Hund spazieren. Niemand beachtete mich, niemand hatte etwas bemerkt.

Ich war Sarah losgeworden!

Wie einfach!

Ich hob den Arm mit der Kamera wieder hoch und streckte ihn so weit von mir weg, wie ich konnte. Dann knipste ich mich selbst. Drehte das Rädchen. Knipste. Nach fünf Fotos war Schluss. Ich verstaute die Kamera in meiner Jackentasche, machte kehrt und hüpfte die Straße entlang. Doch anstatt gleich nach Hause zu laufen, schlug ich einen Umweg nach dem anderen ein.

Ich brauchte Zeit.

Ich brauchte eine Geschichte. Eine Geschichte, die Sarahs Verschwinden erklären und meine Eltern beruhigen würde.

Ich schwitzte.

Ich lief und lief.

Als ich am Hof vom alten Ibele vorbeikam und ihm zusah, wie er mit einer Stange im Plumpsklo herumstocherte, fielen mir Pelle und Lotta ein. Natürlich! Dass ich da nicht früher dran gedacht hatte!

Pelle zieht in ein Klohäuschen.

Lotta zieht in eine Rumpelkammer.

Beide Bücher hatte ich nicht besonders gemocht. Ich fand sie langweilig, so ganz ohne Drachen und Räuber und Ritter, aber wie froh war ich jetzt, dass ich sie für die Schule hatte lesen müssen. Zusammen mit meiner Mutter. Sie wusste also auch, dass kleine Kinder manchmal ihre Familien verlassen und wegziehen. Ohne großen Grund. Und Sarah war heute Morgen eben ohne großen Grund nach Panama gezogen.

Jetzt traute ich mich nach Hause.

Ich hüpfte.

Ich sprang.

Ich sang.

Ich öffnete das Gartentürchen. Auf unserer Treppe stand eine fremde Frau. An der einen Hand Baby Simon, an der anderen meine Schwester mit einem großen Eis. So langsam wie möglich durchquerte ich den Garten, doch die Minischritte nützten nichts. Meine Mutter kam mir entgegen. Sie sagte kein Wort.

Jetzt konnten mir weder Pelle noch Lotta helfen.

Sie packte mich und verpasste mir eine Ohrfeige. Die erste meines Lebens. Dann ließ sie mich stehen.

Sarah winkte mir zu.

Sarah schleckte an ihrem Eis.

Sarah plapperte aufgeregt vor sich hin.

Ich hielt mir meine schmerzende Wange und begriff, dass ich mit meinem Versuch, sie loszuwerden, zu lange gewartet hatte: Sie konnte unsere Adresse schon auswendig.

DREIZEHN JAHRE SPÄTER





## SIMON

Sie sitzt neben ihm auf dem Bett. Den Kopf leicht in den Nacken gelegt, die Augen gesenkt, als würde sie für ihn posieren. Dabei redet sie wie ein Wasserfall. Springt von einem Gedanken zum nächsten und scheint gar nicht zu bemerken, dass er nichts mehr gesagt hat, seit sie sein Zimmer betreten haben. Vielleicht sollte er seinen Zeigefinger an ihr Kinn legen und ihren Kopf noch etwas zur Seite dirigieren. So, könnte er sagen, jetzt ist es wirklich verführerisch. Dann könnte er ihr erzählen, dass er etwas von Posen versteht. Dass er gerne fotografiert hat. Dass die Einzelteile seiner Dunkelkammer im alten Schweinestall vor sich hin stauben.

Könnte er.

»... dieses unglaublich türkisfarbene Meer. Das war echt der perfekte Urlaub!« Sie hält inne und lächelt ihn an. Durch die wulstige Oberlippe wirkt ihr Mund schief.

Er lächelt zurück. »Türkisfarbenes Meer ... Klingt gut.«

»Und dein bester Urlaub?«

Der weite, verlassene Strand von Portiragne Plage. An der Hand seiner Mutter schreibt er mit einem Stück Treibholz Worte in den Sand. Zuerst die, die er in der Schule gelernt hat: Mama, Papa, Simon, Auto, Haus. Dann neue, die seine Mutter langsam diktiert.

*Ein großes M ... Ja, genau so. Dann ein kleines e ... Und noch ein kleines e ... Und zum Schluss ein kleines r.*

Irgendwann klatschen die Wellen stürmischer gegen den Strand, fressen die Linien und Punkte auf.

*Nicht trawrig sein, Schatz. Das Meer trägt deine Worte weit fort und spuckt sie an einem anderen Strand wieder aus.*

Ihre warme Hand auf seiner Schulter.

»Lloret de Mar. Letztes Jahr mit ein paar Kumpels.« Er rutscht näher an sie heran. Die Bettdecke verschiebt sich, wirft blaue Hügel zwischen ihnen auf.

»Aha.« Ihre Finger spielen mit dem Ring, den sie am linken Daumen trägt. Sie scheint darauf zu warten, dass er weitererzählt. Dass er sie mit ein paar witzigen Anekdoten zum Lachen bringt.

Scheiß Smalltalk.

Er rutscht noch näher. Erzeugt neue blaue Hügel, einer berührt schon ihr Bein. Im Flur poltern Türen, aus der Küche dringt Gelächter. Sie gibt ihre Pose auf und sieht sich um. Betrachtet das Chaos auf seinem Schreibtisch. Er folgt ihrem Blick.

Aufgeschlagene Anatomiebücher.

Leere Tassen.

Zerknüllte Papiere.

Eben noch war alles leicht zwischen ihnen. Freche Bemerkungen, eindeutige Blicke, ihr Unterleib, der sich beim Tanzen gegen seinen Oberschenkel presst.

Ein letztes Näherrutschen. Ihr Rücken berührt seine Brust. Sie dreht sich zu ihm um, aber bevor sie etwas sagen kann, legt er seinen Zeigefinger auf ihren Mund.

»Das will ich schon den ganzen Abend.«

Ein Grinsen zuckt über ihre Lippen. »Mir den Finger auf den Mund legen?«

»Nein ...« Er schlingt seine Arme um sie, zieht sie an sich und beißt sie sanft in den Hals. »Dich aussaugen.«

Sie lacht. Laut und fröhlich.

»Ich mag dein Lachen.« Der Satz überrascht ihn.

»Und ich deine Augen.« Ihre Lippen bewegen sich ganz nah an seinen. »Sind die grün oder blau?«

»Grau.«

Ein zögerlicher Kuss. Auf ihrer Zunge schmeckt er den Rotwein, den er getrunken hat.

»Mir gefällt dein Zimmer.«

»Ja?«

Das schiefe Lächeln ermutigt ihn. Er streichelt ihre Schenkel. Die Strumpfhose knistert, und er spürt, wie sich die Härchen auf seinem Arm aufstellen. Seine Hand schiebt ihren Rock nach oben und wandert in ihren Slip. Tastet sich vor. Warme Haut unter seinen Fingern, dann krauses Haar. Sie spreizt die Beine. Eine Naht kracht.

»Mist.« Sie löst sich von ihm. Zerzt die Strumpfhose und den Slip über die Knie und kickt das Knäuel mit den Füßen weg. Der Rock fliegt hinterher. Die Schnelligkeit erregt ihn.

»Hast du ein Gummi?«

»Klar.« Seine Hand wandert zu dem krausen Haar zurück.

»Dann runter damit.« Sie knöpft seine Jeans auf. Die Gürtelschnalle schlägt klirrend gegen den Bettkasten. Er befreit sie von ihrem Top, sie ihn von seinen Boxershorts. Sie verheddern sich. Wieder das laute, fröhliche Lachen.

Irgendwo klingelt ein Handy.

Beethovens Neunte.

Ihr Mund streift seinen Bauch.

Beethovens Neunte!

Er richtet sich auf und beugt sich zum Nachttisch hinüber.

»Nicht rangehen ...«

*Papa mobil* blinkt auf dem Display.

Mann, es ist zwei Uhr morgens!

Er drückt den Anruf weg.

»Sorry, jetzt stört uns keiner mehr.« Er küsst sie. Bewegt seine Finger zwischen ihren Beinen, spürt, wo es feucht ist, und zieht die Feuchtigkeit die Schenkel hinab. Hört, wie sie schneller atmet.

»Das Gummi.«

»Moment ...« Er rollt sich herum und öffnet das Nachttischtürchen. Verdeckt mit seinem Oberkörper die halbleere Kondomschachtel.

»Lass mich.« Sanft nimmt sie ihm das Tütchen weg. Folie knistert. Ihre Hände verschwinden unter der Bettdecke, ihr Haar streift seine Wangen.

Seinen Hals.

Seine Brust.

Langsam bewegen sich die blauen Hügel auf seinen Unterleib zu.  
Er schließt die Augen.

Direkt neben seinem Kopf klingelt erneut Beethovens Neunte.

Verdammt!

Er packt sein Handy und rutscht zum Bettrand.

»Was willst du?«

»Hallo. Tut mir leid, wenn ich dich geweckt hab.« Sein Vater klingt seltsam gedämpft.

»Red lauter.«

»Hallo. Tut mir leid, wenn ich dich geweckt hab.«

»Ja, und?«

»Simon ...« Die Stimme bricht ab, rau vor Müdigkeit. Er hört seinen Vater atmen. Will, dass er weiterspricht, und will es doch nicht. Sein Herz klopft schneller.

»Simon, ich bin in der Uniklinik.«

Zum zweiten Mal innerhalb eines Jahres kann er nicht mehr ausatmen.

*Simon, deine Schwester ...*

»Simon? Bist du noch da?«

Er atmet aus. Holt tief Luft. Sein Herz rast. Schwarze Punkte tanzen vor seinen Augen.

»Was ist passiert?« Seine Stimme flattert.

»Ich hab deine Mutter hergebracht. Sie versorgen sie grade.«

Mama.

Er springt aus dem Bett. Sein Ellenbogen erwischt ihre Schulter.

»Aua! Geht's noch?«

»Was ist passiert?« Er klemmt sich das Handy zwischen Ohr und Schulter, steigt in seine Boxershorts und zerrt sie an den Beinen hinauf. Verliert fast das Gleichgewicht. Dann fast das Handy. »Was hat sie?«

Seine Stimme flattert immer noch.

»Ich sag's dir, wenn du hier bist.«

»Was soll der Scheiß? Los, sag's schon.«

»Ich will jetzt nicht streiten, Simon, es ist ernst. Mehr können die Ärzte noch nicht sagen. Komm bitte einfach her.«

»Ich werd nirgendwo hin –«

»Ich muss auflegen, der Arzt kommt. Bis gleich.«

Ein lautes Klicken, und die Leitung ist unterbrochen.

»Arschloch!« Er drückt die Rückruftaste. Die Verbindung wird aufgebaut.

Warum sagt er mir nicht, was pass...

»Das ist die Mailbox von Johannes Bergmann, Nachrichten ...«

»Shit!« Er schleudert das Handy aufs Bett. Erschrocken weicht sie zurück.

»Was ist denn los?«

»Ich muss weg.« Er schlüpft in seine Jeans.

»Was?«

Er versucht, T-Shirt und Hemd gleichzeitig anzuziehen. Verheddert sich in langen Ärmeln und einem Kopfausschnitt. Nähte krachen.

»Na super. Wirklich tolle Nummer ...« Sie schnipst das schlaffe Kondom in seine Richtung. »Ich hab doch gesagt, geh nicht ran.«

Die Knopflöcher sind auf einmal viel zu eng. Nach zwei Knöpfen gibt er auf, lässt das Hemd über dem T-Shirt offen.

»Und warum musst du jetzt so plötzlich los?«

Wo ist mein rechter Schuh?

»Verstehe. Dann eben nicht.« Sie schlägt die Decke zurück und bückt sich nach ihrem Top. Sein Handy poltert zu Boden, schlittert ihm vor die Füße. Er hebt es auf.

Wo ist mein rechter Schuh? Der muss doch irgendwo sein.

Er kniet sich hin, tastet mit den Armen unter dem Bett herum.

Nichts.

Er richtet sich wieder auf. Greift nach seiner Jacke. Zwischen seinen Fingern haben sich Wollmäuse verfangen. Er schüttelt sie ab. Etwas zerrt an seinem Fuß.

»Mann, geh von meinem BH runter.«

Er macht einen Schritt zur Seite.

Schlüssel, Geldbeutel?

Da, auf dem Schreibtisch.

Er stopft beides in die Hosentasche, da fällt es ihm ein. Er zieht den Geldbeutel noch einmal heraus und sucht nach einem Schein, lässt Quittungen und Kassenbons einfach zu Boden fallen.

»Hier.« Er hält ihr zwanzig Euro hin.

»Das ist nicht dein Ernst, oder?«

»Doch.«

»Du hast sie ja nicht mehr alle. Ich bin doch keine Nutte!« Sie schiebt seinen Arm weg und steht auf. Unter dem Strumpfhosen-Slip-Knäuel und ihrem Rock kommt sein rechter Schuh zum Vorschein, aber bevor er ihn fassen kann, tritt sie ihn unters Bett.

Dann eben die Laufschuhe.

»Es ist mitten in der Nacht. Bitte nimm dir ein Taxi, der Taxi-stand ist direkt gegenüber vom Studentenwohnheim.« Er versperrt ihr den Weg, stellt sich so vor sie, dass sie ihn ansehen muss, und legt ihr den Schein in die Hand. »Es ist mir wichtig. Bitte nimm es.«

Sie zögert. Vielleicht versucht sie, ihn einzuschätzen, versucht, aus der ganzen Sache schlau zu werden, doch er kann nicht länger bleiben und es ihr erklären. Er wendet sich ab und öffnet die Tür. Vom dunklen Flur aus blickt er noch einmal zu ihr. Sie hat sich nicht bewegt, steht halb nackt vor seinem Bett, in der einen Hand das Strumpfhosen-Slip-Knäuel, in der anderen das Geld.

»Mach einfach hinter dir zu.«

Sie nickt.

Er schlüpft in seine Laufschuhe und geht.

Die Tür des Schwesternzimmers ist nur angelehnt. In dem schmalen Spalt schwebt ein nackter Arm reglos vor dem geöffneten Fenster, eine Zigarette zwischen den Fingern. Der Rest des Körpers bleibt verborgen, doch er braucht ihn nicht zu sehen, um zu wissen, wer ihm gleich gegenüberstehen wird: Roswitha Schwarz. Die

Einzig, die sich nie an das Rauchverbot im Schwesternzimmer gehalten hat. Trotzdem hofft er, dass er sich irrt. Dass der Arm zu einer neuen Krankenschwester gehört. Zu einer, die mit dem Namen Anne Bergmann nichts anfangen kann. Die nicht weiß, dass seine Mutter hier gearbeitet hat. Die keine Rücksicht auf ihn nehmen und ihm ohne große Umschweife sagen wird, was passiert ist.

Der Arm beugt sich aus dem Fenster in die Dunkelheit hinaus, wird für Sekunden grau, dann gleitet er ins Zimmer zurück. Die Zigarette ist noch nicht einmal zur Hälfte heruntergebrannt.

Er klopft. Der Arm schnell nach hinten, schnell aus dem schmalen Spalt, wird unsichtbar. Die Hand drückt die Zigarette hastig auf dem Fensterbrett aus. Verwedelt den Rauch.

»Ich komme.«

Die Tür schwingt zur Seite.

»Simon.« Sie macht einen Schritt auf ihn zu. »Ich hab auf dich gewartet.«

»Was ist mit meiner Mutter? Wo ist sie?«

»Deiner Mutter geht es gut.« Sie nickt Richtung Schwesternzimmer. »Komm kurz rein.«

»Sagen Sie mir einfach, was passiert ist.« Er schaut sie fest an. »Deswegen hat mein Vater Sie doch auf mich angesetzt.«

»Dein Vater wollte nicht, dass du alleine bist, wenn du's erfährst.«

»Mir kommen die Tränen.«

»Er macht sich Sorgen um dich. Und deine Mutter braucht ihn jetzt.«

»Sagen Sie mir einfach, was passiert ist.«

»Sie haben deine Mutter grade aus der Gefäßchirurgie gebracht.« Sie zögert. »Sie hat ... Deine Mutter hat ...« Sie bricht ab. Sucht seinen Blick.

Blöde Nuss, nun spuck's endlich aus!

»Deine Mutter hat sich die Pulsadern aufgeschnitten.«

Ihre Hand auf seinem Arm. Er will sie abschütteln, doch dann sieht er, wie sie ihn misstrauisch im Auge behält, als würde sie dar-



auf warten, dass er zusammenbricht. Der arme Junge, jetzt auch noch das ... Aber den Gefallen wird er ihr nicht tun. Er erwidert ihren Blick so ruhig und so gefasst, wie er kann.

»Hat sie eine Plasmasteril-Infusion bekommen? Ist sie kreislaufstabil?«

»Was?«

»Hat sie eine Plasmasteril-Infusion bekommen? Ist sie kreislaufstabil?«

»Natürlich hat sie die Infusion bekommen. Ihr Zustand ist recht stabil. Sie hat eben viel Blut verloren.«

»Liegt sie auf der Überwachungsstation?«

»Ja. Dein Vater möchte, dass du im Gang wartest, bis er dich holt.« Ihre Hand drückt sanft seinen Arm. »Einen Moment, ja? Ich ruf ihn kurz an und sag Bescheid, dass du da bist. Dann bring ich dich hin.«

Vor dem dritten Überwachungszimmer bleibt sie stehen.

»Hier.« Sie nickt Richtung Tür und streckt ihre Hand wieder nach seinem Arm aus, doch bevor sie ihn berühren kann, setzt er sich auf einen der Besucherstühle.

Schau sie jetzt bloß nicht an, sonst fasst sie das falsch auf und hockt sich neben dich.

Er holt sein Handy aus der Jackentasche und tippt die Nummer seiner Mailbox. Hört sich die Ansage an.

»Wollen Sie Ihre Begrüßung neu aufnehmen?«

Nein, ich will, dass sie geht.

Doch sie rührt sich nicht von der Stelle. Er legt auf und schaltet das Handy aus, behält es aber in der Hand.

Nun komm schon, sag's endlich.

Er öffnet den Reißverschluss seiner Jacke.

»Ach, Simon.« Sie tritt noch näher an ihn heran. »Es tut mir so leid. Nach allem nun auch noch das. Wenn du jemanden brauchst ... Ich bleib gern bei dir.«

»Nicht nötig.«

»Bist du sicher? Du weißt, wo ich bin, falls doch ...« Ihre Hand tätschelt seinen Arm. »Kopf hoch! Ist ja noch mal gutgegangen!«

Jetzt schaut er sie an. Sie lächelt. Am liebsten würde er ihr das Lächeln aus dem Gesicht schlagen.

»Ja, ist ja noch mal gutgegangen. Dass sie versucht hat, sich umzubringen, zählt nicht.« Er lächelt zurück. Sie zuckt zusammen.

Mensch, glotz mich nicht so betroffen an ... Kopf hoch!

»Wenn du einen Kaffee möchtest ...« Sie räuspert sich. »Im Schwesternzimmer findest du eine frisch aufgebrühte Kanne. Milch ist im Kühlschrank.«

»Nein, möcht ich nicht.«

»Also dann ...«

»Also dann.« Er nickt ihr zu, und sie setzt sich endlich, endlich in Bewegung und verschwindet im Fahrstuhl. Die Türen schließen sich mit einem leisen Klingeln. Das rote Licht der Anzeige leuchtet auf, der Pfeil zeigt abwärts. Er steht auf und geht die wenigen Schritte zum Zimmer hinüber.

*Deine Mutter hat sich die Pulsadern aufgeschnitten.*

Mit den Fingerspitzen pocht er gegen das Holz. Leise und zaghaft. Wartet.

Keine Reaktion.

Also klopft er richtig. Laut. Unüberhörbar. Dann greift er nach der Klinke und drückt die Tür auf, doch in der Vorwärtsbewegung prallt etwas Schweres dagegen und schiebt sie wieder in seine Richtung. Ein scharfer, gezischter Laut ertönt.

»Schst ...« In dem schmalen Spalt taucht das Gesicht seines Vaters auf. »Sie ist noch nicht so weit. Ich hol dich.«

Bevor er antworten kann, klappt die Tür zu. Sein Arm wird gegen seinen Bauch gedrückt. Er lässt die Klinke los und kehrt zu den Besucherstühlen zurück. Setzt sich wieder. Über ihm flackert die Neonröhre.

An.

Aus.

Etwas kratzt in seiner Kehle. Er räuspert sich. Eine Tasse Kaffee

würde ihm jetzt guttun, heiß, mit einem Schuss Milch und viel Zucker. Doch er bleibt sitzen.

An.

Zwei Uhr fünfzig.

Seine Füße sind eingeschlafen. Er sollte aufstehen, sich ein wenig bewegen. Stattdessen stellt er sich vor, wie es wäre, wenn er sofort aufspringen und den Flur hinunterrennen müsste.

Ein Kaltstart, von null auf hundert. So taub wie meine Füße sind, würde ich mir mit Sicherheit einen Bänderriss holen. Eine Außenbandruptur, Riss des *ligamentum fibulotalare anterius*. Deutlich zu hören durch ein lautes Krachen oder Bersten, zudem reagiert der Körper mit einem verletzungstypischen Schwindelanfall.

Er bewegt die Zehen, rollt sie ein und wieder aus.

Mit eingeschlafenen Füßen wäre das ein echter Trip: zu sehen, wie mein Fuß umknickt, zu hören, wie die Sehne reißt, aber noch keinen Schmerz zu spüren.

Die Taubheit weicht einem Kribbeln, das sich seine Beine hocharbeitet. Er beugt sich vor und lauscht Richtung Zimmertür.

Nichts zu hören.

Nicht einmal leises Murmeln.

Er lehnt sich wieder zurück und schaut sich um. Der grüne Linoleumboden. Der leere Wasserspender. Die billigen Drucke von Monet und van Gogh.

*Simi ...*

*Was?*

*Wieso hängen die solche Bilder auf? Das sieht doch jeder, dass die hässlich sind.*

*Weiß nicht. Vielleicht haben die nicht so viel Geld für so was.*

*Ich sag der Mama und der Roswitha gleich, dass sie hier deine Fotos aufhängen sollen. Die sind viel, viel schöner.*

Er blickt zur Decke.

Aus.